Offener Schreibebrief von Lizzie Hanfstengel.

No. 515. Mich un der Philipp, was mein Hosband is, mir sin in die Kontrie gewese. Ich hen Ihne letzte Woch geschriwwe, daß mer Tschickens rehse wollte un daß mer da in die erschte Lein en gute Stack Schickens einlege muß. Bikahs, wenn die Herrn Eltern no gut sin, was kann mer da von die Kinner eckspeckte; es is e alte Sehing, der Appel fällt nit weit vom Birnbaum. Mer hen denn auch en Farmer gesehn, wo ich for die längste Zeit mei stricktlie fresche Eier von kauft hen, so oft wie er mit sein Wage erum komme is. Der hat sich gefreut wie er mich gesehn hat un hat gefragt was er for mich duhn könnt. Well, hen ich gesagt, Sie hen mich immer so eckspenziefe Eier verkauft, wo auch wann un dann emal stricktlie fresch hätte sein könne. Mir sin jetzt hier, for so ebaut e Dotzend von Ihne Ihre Schickens zu kaufe. Jehs, hat der Farmer gesagt, da sin ich awwer arig farrie, ich hen gar keine Schickens eckzept e halwes Dutzend un die brauche mer for uns selbst. Well, das Ding hat mich gepofferlt. „Wei, Mann, Sie hen mich doch jede Woche wenigstens sechs Dutzend Ehts verkauft, wo hen Se denn die her genomme?" O, das is, was Sie meine? hat der Farmer gesagt, „die hen ich aus den Comischenhaus geholt!" Das duht awwer doch einiges biete, hen ich gesagt, Sie hen doch immer gesagt, die Eier wäre frisch gelegt! „Da hen ich auch gar keine Lüg' gesagt, hat der Farmer gesagt; se ware auch frisch gelegt; ich hen Ihne doch nit gesagt wann se frisch gelegt ware, hen ich? Die Eier wo mer von unsere Schickens kriege, die juhse mer selbst, als Farmer will mer doch auch ebbes von seine Müh un Arweit hen, will mer nit?" Well, ich hen den Farmer e Pies von mein Meind gewwe un dann sin mer weiter gange. Wie mer so ebaut e Meil un e halb gange ware, sin mer an e annere Farm komme; dort hen mer auch gesagt, was mer wollte un da hat sich der Farmer auf den Kopp gekrätscht un sagt: „Well, Lehdie, ich will Ihne die Wahrheit sage: meine Schickens die leide all schon e wenig stark an Altersschwäche un Engbrüstigkeit, un wenn mer die mache will, daß se e Ei lege, dann muß mer se schon arig gute Wörter gewwe un so ebbes gleicht auch nit jedes zu duhn. Ich denke Sie besser kaufe Ihre Eier bei en Farmer wo rieleiebbel is, dann wisse Se was Se hen un die Schickens sin doch nur en großer Batter."

Mer hen unser Glück an die nächste Farm prowiert. Der Farmer hat gesagt, mer könnte so viel Schickens von ihn hen, wie mer wollte. Ich hen ihn gefragt, ob se denn auch Eier lege dehte un da hat er gesagt, das wär e ticklische Kwestschen. Das dehte nämlich die Schickens grad mache wie se wollte un da deht kein Bulldohse un kei Tiefe helfe. Es deht nämlich die Schickens grad gehn wie die Mensche heutzudag. Se dehte auch nur ebbes duhn, wann se unbedingt müsse und sonst dehte se in den Dag enei lewe un dehte denke: kommt der Dag, dann bringt der Dag. Wenn mir nit weiter driwwer spreche wollte, dann wollt er uns ebbes anvertraue. Er deht jetzt schon so lang mit Schickens umgehn, daß er gelernt hätt ihre Lengwitsch zu verstehn un da hätt er ausgefunne, daß se sich ohrgeneist hen un daß se e Kohnstituhschen un Beilahs angenomme hätte wo drin sage deht, daß zuviel Eier in die Welt gelegt wer'n dehte un daß sie sich nur for annere Leit kwehle dehte. Sie dehte kei Körnche Futter mehr kriege un wenn se jeden Dag e halwes Dotzend Ehts lege dehte, es wär also kein Juhs, Jiwwerzeit zu schaffe un es wär plentie wenn jedes Schicken eins bis zwei Eier die Woch von sich gewwe deht. Da könnte mer also sehn, wie die Sach stehn duht. Wenn mer awwer e paar Schickens zum Schlachte hawwe wollte, die deht er uns gern verkaufe, biskahs er hätt immer e paar alte ausgediente Viehcher, wo in die Altersversorgungsklaß wäre un schon mit einem Fuß im Grab stehn dehte.

Mer hen uns nit lang bei den Kunne aufgehalte un sin weiter un schließlich hen mer en Farmer gefunne, wo gesagt hat, mer könnte all die Schieckens hen wo mer wollte un was das Eierlege konzerne deht, da dehte die Diehrcher ganz un voll ihre Duttie. Wenn mer se e klein wenig liebevoll triete dehte, wär er kein bische furpreist, wenn se jeden Dag drei Eier lege dehte. Der Philipp hat auch dran gedenkt, daß mer ennihau auch en Ruhster hawwe sollte, das deht doch besser ausgucke un es sollt ennihau in jede Haushaltung en Mann sein. Well der Farmer hat uns auch mit en Ruhster akommdehtet un was er uns getschartscht hat, will ich nit sage, awwer es war en arig stiffer Preis. Ich hen mich awwer emal in den Kopp gesetzt gehabt, Schickens zu hen un da hen ich ihn auch das Geld gewwe. Ich hen gedenkt, daß uns der Farmer die Börds bringe deht, er hat awwer gesagt, das könnt er nit, mer müßte se gleich mitnemme. Das is auch so e Geschicht gewese. Ich hen doch keine dreißig Schickens in mei Schappin Bäck duhn könne un der Philipp hat se auch nit in sei Kohtpackets stecke könne. Da hen mer uns denn e Buggy geheiert un den Weg sin mer heim gefahre. Es is noch ebbes an den Weg gehäppend, awwer das will ich Ihne in mein nächste Brief scheiwe, bikahs jetzt sin ich zu ausgeteiert, for noch mehr zu schreiwe. Awwer froh sin ich doch daß ich auch emal mein Wille gehabt hen. Mit allerhand Achtung

Yours
Lizzie Hanfstengel.

Zweideutig.

Schneider: „Was wollen Sie? So viel wie Sie sind, bin ich doch auch . ."

Handschuhmacher: „Wie? Soviel wie ich? Wenn Sie sagen, Sie sind dasselbe wie ich, so sind Sie ein Esel!"

Das Wunder.

Ein Mann lag schwer krank darnieder. Ein Auto hatte ihn überfahren und ihm seine Hände arg verletzt."

„Doktor," fragte er besorgt, als er auf dem Wege der Besserung war, „wenn meine Pfote heilt, werde ich dann Klavier spielen können?"

„Aber gewiß werden Sie das!" versetzte ihm der Arzt.

„Danke, Doktor, danke," murmelte der Patient. „Sie sind ein Wunderdoktor! Früher habe ich nie spielen können!"

Kleines Mißverständniß.

A.: „Gestern war ich beim „Barbier von Sevilla"."

B.: „So! Denke, Sie rasiren sich selbst?"

Verfehlte Drohung.

Mutter: „Wenn Du Dein Brüderchen noch einmal schlägst, Hans, dann wird es krank werden und sterben, und da wird man es auf den Kirchhof fahren."

Hans (begeistert): „O Mama, darf ich da neben dem Kutscher sitzen?"

Großmüthig.

„Mir hat diese Nacht etwas ganz Wunderliches geträumt, Onkel. Denke Dir nur mal: Ich bat Dich um 100 Mark, und Du gabst mir 200 Mark."

„Behalte sie, Hugo!"

Beruhigend.

Braut: „Man hat mir erzählt, Emil, die Frau vom Doktor Schmidt sei eine alte Flamme von Dir. Das ist doch hoffentlich nicht wahr?"

Bräutigam: „Gewiß nicht, mein Herz, ich hatte überhaupt nie eine alte Flamme!"

Der zoologische Jurist.

Herr Streithuber: „Ach, welch ergiebiges Feld für Ehrenbeleidigungen! Schade, daß die Viecher nicht wissen, wie man sie heißt!"

Mangel.

Bauer (einem Automobil nachblickend): „Stinka tuat's schon, aber dunga tuat's net!"

In der Napoleonstadt.

„Monsieur, wollen Sie die Maison de Napoleon sehen?" „Sir, die Casa Napoleone!" „Das Napoleon-Museum, Mylord, kommen Sie!" So ruft es in allen Tonarten dem Fremden entgegen, sobald er sich lustwandelnderweise in den Straßen von Ajaccio sehen läßt. Aber das ist nicht alles. Ein Blick auf die Auslagen der kleinen Läden zeigt ihm Flaschenkürbisse, Pfeifenköpfe, Kaffeetassen und Tabaksdosen mit Napoleons Porträt, sowie Büsten des Empereurs in Marmor, Bronze, Gips; er nimmt eine Stärkung auf dem Cours Napoleon im Cafe Napoleon ein, bewundert zwei stattliche Napoleon-Denkmäler und liest an allen Mauern, von ungefenker Kinderhand mit Kohle oder Kreide geschrieben: „Vive Napoleon! Evviva Napoleone!" Unter diesen Umständen drängt sich auch dem Unbefangensten die Vermuthung auf, daß der große Eroberer in Ajaccio irgend etwas angestellt haben muß, und der Verdacht wird zur Gewißheit, wenn ihm in der Casa Napoleone der Kustode mit einer Miene, als wäre die Sache auf seine persönliche Veranlassung zurückzuführen, erklärt: „Hier sehen Sie das Sofa, auf dem Napoleon Bonaparte das Licht der Welt erblickte."

Das Licht der Welt fällt trotz des strahlend blauen Himmels nur trübe in das Zimmer, gedämpft durch hohe finstere Nachbarhäuser, von denen eins dem anderen Luft und Sonne zu mißgönnen scheint. Im beklemmenden Fäulnisduft der überengen Gasse wälzen sich unsagbar schmutzige, aber höchst vergnügte Kinder kunterbunt mit Rudeln verwahrloster Hunde, die in den Kehrichthaufen wühlen und sich heulend um einen Knochen raufen. Vor den Hausthüren sitzen Männer, denen man es ansieht, daß sie ihr Tagewerk vollendet haben, wenn sie morgens in die ungeputzten Stiefelfragmente schlüpfen, und nicht weit davon liefern sich zwei Weiber im korsischen Dialekt eine Zungenschlacht vor deren schmetternden Fanfaren selbst Napoleon Bonaparte Reißaus genommen hätte. Wahrhaftig, hier ist er ja in einer netten Umgebung aufgewachsen, das muß ich sagen, und es wundert mich nun gar nicht mehr, warum er sich zur Zeit der Macht so herzlich wenig um sein engeres Vaterland gekümmert und sich über seine Landsleute wiederholt in nicht sehr schmeichelhaftem Sinne geäußert hat. Das vergessen ihm die Korsen nicht, und deshalb findet man in Korsika auch keinen Napoleonkultus, mit einziger Ausnahme von Ajaccio, das seinem berühmten Sohn eine Hauptsehenswürdigkeit verdankt. Aber wenn man der Sache auf den Grund geht, stimmt es auch mit dieser Sehenswürdigkeit nicht ganz. Es verhält sich damit ungefähr wie mit jenem historischen Messer, an dem man zuerst einen neuen Griff anbrachte, später eine neue Klinge. Das Napoleonhaus—jetzt Eigenthum der früheren Kaiserin Eugenie — wurde, als Napoleon ein junger Mann war, in einer Zeit erbitterter Fehden zerstört und dann wiederholt umgebaut. Auch das dürftige Mobiliar, das man erst später zusammenstellte, kann keinen Anspruch auf historische Echtheit erheben. Es hapert also mit der ganzen Geschichte höchst bedenklich, fast so sehr, wie mit den etwa 1000 Schnupftabaksdosen, Degen und Schreibfedern Napoleons, die man in Ajaccio kaufen kann. Aber, offen gestanden, mir und wohl den meisten Besuchern dieses Gestades liegt nichts an der Frage, ob und inwiefern die Casa Napoleone als unverfälschtes Monument betrachtet werden darf. Es ist nämlich merkwürdig, wie wenig Interesse der Fremde in der Napoleonstadt für den großen Korsen empfindet, und das liegt wohl an der so eindringlich sprechenden Gegenwart, an Natur und Leben, die hier Herz und Hirn so stark in Anspruch nehmen, daß für geschichtliche Erinnerungen nicht viel übrig bleibt. Ueberdies hat Bonaparte in Ajaccio nur seine ersten, ziemlich bedeutungslosen Kinderjahre verlebt, dann weilte er als junger Offizier einmal 15 Monate in Korsika, und später hat er die Insel nur noch ein einziges Mal, und noch dazu nach heftigem Sträuben, flüchtig besucht. Erst auf Sankt Helena bekam er Anwandlungen von Sehnsucht nach den korsischen Wäldern.

Zwei Schiffahrtsgesellschaften, eine französische und eine italienische, wetteifern in dem Bestreben, den Reisenden langsam, aber mit möglichst geringem Komfort vom Festland nach der Insel zu bringen. Marseille, Nizza und Livorno sind die hauptsächlichsten Abfahrtshäfen nach Korsika, Ajaccio und Bastia die wichtigsten Eingangsplätze. Ich wählte den Dampfer, der von Nizza aus zuerst Calvi im Norden der Insel anläuft und dann weiter nach Ajaccio fährt. Fünf Stunden nach der Abfahrt tauchte das von düsterem Gewölk verhängte Hochgebirge auf, darüber der blanke Schnee der höchsten Spitzen. Wuchtig, massig, drohend, so stellt sich Korsika dem Ankömmling dar.

Das Schiff fährt abends in die Bucht von Calvi ein und bleibt dort einige Stunden liegen. Trotzig wie ein gewappneter Landknecht schaut das uralte Städtchen von steiler Felsenkruppe hinab. Es rühmt sich, der Geburtsort des Christoph Columbus zu sein, aber nicht weniger als neun andere Städte nehmen diese Ehre ebenfalls für sich in Anspruch. Eine köstliche, milde, würzige Frühlingsnacht liegt über Land und Meer; irgendwo am Strande singt einer mit höchst gefühlvollen Nasaltönen zur Ziehharmonika. Dann erlischt, schon in der neunten Stunde ein Licht nach dem andern in den Fenstern, die guten Bürger des weltfernen Nestes gehen schlafen — was sollten sie auch sonst noch tun? In aller Frühe des nächsten Tages legen wir am Kai von Ajaccio an. Hier zeigt sich Korsika von seiner freundlichen Seite, hier geizt die Natur nicht mit hellen, warmen Farben. Ein wundervolles Panorama liegt vor den Blicken und erinnert in seinen Umrissen an die schönsten Gestade der oberitalienischen Seen.

Schon der erste Blick auf die schnell zu überfehende Stadt verräth, daß Ajaccio in zwei völlig verschiedenartige Theile zerfällt; in die eigentliche Stadt, die Altstadt, ein echt korsisches Ragout von himmelhohen Häusern, lichtscheuen Gassen, und beschaulich wimmelndem Volk, und in das kleine Hotel- und Villenviertel mit breiten Straßen, schönen Gärten und einer Fülle von Licht und Sonne. In diesem Ajaccio der Fremden ist gut sein, da träumt es sich herrlich zwischen Palmen und phantastischen Agaven, da kann man sich bei guter Verpflegung einmal so recht erholen, schon ein paar Tage wirken Wunder. Billig ist das freilich nicht, im Gegentheil, man merkt in den Preisen kaum einen Unterschied gegen die der französischen Riviera. Ein eigentliches Kurleben gibt es nicht, die Frequenz ist nur sehr gering, und an Zerstreuungen, wie die Lebewelt sie liebt, fehlt es ebenso vollständig wie an Toiletten und sonstigem Aufwand. Man liegt in irgendeinem lauschigen Winkel des Hotelgartens und läßt sich von der Sonne bescheinen, macht nachmittags einen Strandbummel und geht abends sehr früh zu Bett. Nichts, rein gar nichts bedroht hier Tugend und Mäßigkeit. Es gibt Leute, die so etwas ein paar Wochen lang aushalten. Aber wirklich Ajaccio ist ein idealer, ein paradiesischer Ort für jeden, der um diese Jahreszeit den Frühling und die Sonne sucht.

Wohlthat der Statistik.

Vor einigen Tagen ging die Nachricht durch die Zeitungen, daß wieder einmal ein Gemälde von Carot für 155,000 Franken nach New York verkauft worden ist. Welch ein Schwindel mit „echten" Carots getrieben wird, beweist am besten die Statistik, die ohne Mitleid alles prüft und die Schwindler entlarvt. Ein Statistiker hat nämlich ausgerechnet, daß allein im verflossenen Jahre nicht weniger als 2849 Corots nach Amerika gewandert sind, und er hat weiter die Thatsache ermittelt, daß Corot länger als drei Jahrhunderte hätte leben müssen, um alle die Bilder zu malen, die ihm heute zugeschrieben werden. Zusammen mit dieser Berechnung hat er eine andere, nicht weniger interessante Aufstellung gemacht. Wenn die unglückliche Marie Antoinette in Wirklichkeit auf all den Klavieren gespielt hätte, die schlaue Händler als ihr Eigenthum verkaufen, so würde sie die Kleinigkeit von einhundertneunundvierzig Jahren, sieben Monaten, neun Tagen und fünf Stunden haben spielen müssen: vorausgesetzt, daß sie ohne jede Pause und auf jedem Instrument nur eine Minute gespielt hätte. Und weiter: Die Feder, mit der angeblich Jean Jacques Rousseau die letzte Seite seiner Nouvelle Héloise geschrieben hat, ist heute in so viel Exemplaren verbreitet, daß all die Gänse, aus deren Gefieder die Federn hergestellt sind, genügen würden, um alle Einwohner der Stadt Sheffield, die „nur" 410,000 Einwohner hat, mit dem obligaten Weihnachtsbraten zu versorgen.

Unter Künstlern.

Erste Schauspielerin: „Das Publikum verlangte mein Lied dreimal da Capo."

Zweite Schauspielerin: „Ich denke mir, es meinte, daß Sie etwas Uebung nöthig hätten."

Selbstbewußt.

Leutnant: „Haben Sie gelesen, meine Gnädigste, was Kamerad Schneidig unter seine Verlobungsanzeige hat drucken lassen?"

Frau v. B.: „Nein, was denn?"

Leutnant: „Glückwünsche an meine Braut werden, weil überflüssig, verbeten!"

Pech!

„Nun, hatte Dein Antrag bei der reichen alten Schachtel Erfolg?"

„Total vorbei geglückt — ihrem Lieblingsdackel auf den Schwanz gekniet!"

Die edelsten Bäume haben das härteste Holz.

Vertrauen reicht weiter als Verständniß.

Schottische Frauen.

Wir kennen vor allem nur die Engländer und sind geneigt, bei unserer Beurtheilung beide, die Schottin und die Engländerin, nicht auseinander zu halten. Aber da ist ein merkbarer Unterschied, der nicht nur auf verschiedenem Volksthum, sondern auch auf verschiedener Erziehung und daher anderem Entwickelungsgang beruht.

Die Engländerin ist gleich ihrem Volke noch hervorragend konservativ, vielfach von alten Ansichten und Vorurtheilen, besonders für alles, was außerhalb Englands liegt, befangen — sie ist, bleibt vor allem Britin und opfert manches Werthvollere ihrer Persönlichkeit für den Ehrgeiz, zur Gesellschaft zu gehören. Die Schottin hat mehr soziale Jugendlichkeit, sie ist moderner, mehr zur Kosmopolitin geneigt, sie zeigt bei größerer Einfachheit und Natürlichkeit in Sitten und Gebräuchen mehr geistige Freiheit und Regsamkeit. Dabei ist sie Patriotin durch und durch und stolz auf die Geschichte und Literatur, wie auf die unvergleichliche Natur ihres Landes. Uebrigens fielen mir stets die Sympathie und die Bewunderung für Deutschland auf, die die Schotten zeigten. Bei einem Aufenthalt in jenen fernen, uns aber durch die Romane Walter Scotts wohlvertrauten Lande drängt es sich nun noch mehr überall auf, wie sehr von jeher Frauen im Vordergrunde der schottischen Geschichte standen — Tragödien, Triumphe und Niederlagen sind mit dem Namen von Frauen verknüpft. Auch bei der Gründung des alten berühmten Edinburger Schlosses spielten Frauen eine Rolle, und einer Frau wegen wurde es dann zerstört.

Die Gegensätze der Geschichte: heute der vielfach auch von Männern anerkannte Freiheits- und Bethätigungsdrang der Frau, dort einst, historisch und in Stein festgelegt, die Tyrannei des Mannes über die Frau! Befand sich doch auf jenem Schlosse als Castrum puellarum das Kastell der Mädchen, in dem die Könige ihre unverheirateten Töchter nicht viel besser als Gefangene hielten.

In der That ist der Boden für die heutigen sozialen Forderungen der Frauen in Schottland vielleicht besser als irgend wo anders vorbereitet. Der schottischen Frau bieten sich vielfach schon vorgeschrittene Daseinsbedingungen als ihrer englischen Schwester. Im großen ganzen hat heute das schottische Mädchen ganz dieselbe Erziehung wie ihr Bruder. Täglich gehen sie zu derselben Grammar School, haben dieselben Lernstunden, spielen in der Freiheit die gleichen Spiele mit den gleichen Freunden. In freundschaftlicher und gesunder Weise gehen sie die verschiedenen Schulklassen hindurch. Später besuchen sie das gleiche College und nehmen denselben Grad, denn schottische Universitäten leisten den Frauen hierin keinen Widerstand. Gleiche Fähigkeiten finden gleiche Anerkennung, und von dem englischen System ist hier nicht die Rede, wo die Frau, die auf der Universität die gleiche Lernarbeit gethan hat, wie der Mann und die Examen mitunter noch besser absolviert als er, doch nicht denselben Grad (Degree) erhalten kann. (Oxford und Cambridge erlauben das Studium der Frauen, graduieren sie aber nicht; die dortigen Studentinnen gehen also zu den Examen nach Edinburg und Dublin.)

In Schottland, wo das kleine Mädchen täglich unbegleitet zur gemischten Schule geht, gewinnt es unbewußt einen natürlichen Sinn für Freiheit und Selbstverantwortlichkeit. Niemand nimmt in der Schule an, daß es den Knaben nachstehe, und das verhältnismäßig freie Leben, das es in der Familie führt, ist sehr verschieden von dem des englischen Mädchens, das vielfach in Pensionen, unter oft pedantischer Aufsicht lebt. Es ist etwas ganz Gewöhnliches, daß die Töchter der mittleren Klassen gleich den Brüdern direkt von der Schule zum College gehen. Leben die Eltern nicht in derselben Universitätsstadt, wo sie studiert, so hat sie da ihr eigenes selbstherrliches Logis, wo sie nach Belieben ihre Besuche empfängt. In Edinburg gibt es einen vielbesuchten unter Selbstverwaltung stehenden und fürs tägliche Leben berechneten Studentinnenklub nahe der Universität, der zwar nicht elegant, aber mit allen Bequemlichkeiten: Lese-, Schreib-, Ruhezimmer ausgerüstet ist und zu dem eine sehr billige und dabei vorzüglich geführte Restauration, nur für Mitglieder, gehört. Er ist in vollem Sinne das Zentrum für die dortigen Studentinnen, die von allem, was ihre Interessen betrifft, Vorträge und andere Veranstaltungen außerhalb, unterrichtet werden. Junge Mädchen, die von einer schottischen Universität in eins der großen englischen Frauen-Colleges kamen, meinten, es wäre so, als ob man sie in die Kinderstube zurückgesandt hätte.

Natürlich gab es auch in Schottland zuerst die gewöhnliche, alttraditionelle Opposition gegen die höhere und berufliche Bildung der Frau. Aber als man sie da zuließ, geschah es ohne alle Einschränkung, betrachtete man sie ganz als freies Wesen. So hatten sich auch im allgemeinen die schottischen Gesetze den Frauen immer entgegenkommender gezeigt als die Englands, und ihr ganzes Leben hat sich so vielfach anders entwickelt als dort. Prachtvolles, gesundes, unverbildetes und unverkünsteltes Geschlecht sieht man in diesem nordischen Lande, das schon so viel bedeutende Menschen hervorgebracht hat.

Verbrechens-Statistik.

Der Fall Wheeler-Wolter hat wieder zu Ausfällen gegen die eingewanderte Bevölkerung Anlaß gegeben. Wolter ist ein Deutscher und erst seit etwa zwei Jahren im Lande. Es ist selbstverständlich nicht unsere Absicht, diesen verworfenen Menschen in Schutz nehmen zu wollen, obwohl viele der anfänglich gegen ihn erhobenen Beschuldigungen, daß er ein gewerbsmäßiger „Seelenverkäufer" gewesen sei, sich als unrichtig erwiesen haben.

Sind es wirklich nur Eingewanderte, die solche Verbrechen begehen? Das ist die Frage, die einer Erläuterung werth ist. Die von der Bundesregierung aufgestellte Statistik beweist, daß allerdings mehr Fremdgeborene wegen Mordes und Totschlags verhaftet werden, als Eingeborene. Der Unterschied ist jedoch nur sehr gering und kann wohl damit erklärt werden, daß die Einwanderer weniger Einfluß besitzen, sich vor den Folgen ihrer verbrecherischen Thaten zu schützen.

Auf jeden Fall kann man von den deutschen Einwanderern nicht behaupte, daß sie mehr zu Verbrechen gegen Leib und Leben veranlagt seien, als die eingeborenen Amerikaner. Nach der erhältlichen Statistik kommen in einem Jahre in Deutschland 322 Fälle von Mord und Totschlag vor, während wir in den Vereinigten Staaten während derselben Periode 9000 solcher Fälle zu verzeichnen hatten. Dabei ist selbstverständlich der Unterschied der Bevölkerungszahl, 50 Millionen für Deutschland und 80 bis 90 Millionen für die Ver. Staaten, in Betracht zu ziehen.

Deutschland kann also den Vergleich mit Amerika in dieser Beziehung wohl aushalten. Hier sind 30 Mal so viele Morde und Totschläge vorgekommen, als in unserm alten Vaterlande.

Aber was auf unsere Rechtspflege ein bedenkliches Licht wirft, ist die Thatsache, daß in Deutschland von den Angeklagten 95 Prozent überführt wurden, während bei uns nur 1.3 Prozent hat daran glauben müssen. Diese Ziffern stammen nicht aus deutschen, sondern aus anglo-amerikanischen Quellen.

Reicher Bauer: „Also, was habt's denn g'essen....?"

Kellner: „Roastbeef, Schnitzel, Rostbraten, Nierenbraten, Schweinsbraten, Backhuhn, Brathuhn....!"

Bauer: „Und da schaut's Es so aus?"

„Als Chauffeur wollen Sie bei mir angestellt sein? Ich habe schlechte Erfahrung mit den Leuten gemacht; fast jeden Monat habe ich gewechselt, und keiner ist mit meiner Frau durchgebrannt!"

Nach einer Beobachtung, die ein Professor gemacht haben will, hat der Komet seinen Schweif verloren. Der ehrliche Finder wird gebeten, ihn abzuliefern.

Jetzt ist Oesterreich von der Flottenschwärmerei ergriffen worden, wozu man in England ein doppelt saures Gesicht macht.

Nach der Entscheidung eines englischen Gerichtshofes hat ein Theaterdirektor das Recht, eine Dame aus dem Hause zu weisen, die sich weigert, ihren großen Hut abzunehmen, mit dem sie den hinter ihr Sitzenden die Aussicht versperrt. Könnte eine Dame sich wirklich einer derartigen Unhöflichkeit schuldig machen?

In einer Ausschußsitzung ging es stürmisch zu. Ein Redner nannte seinen Widersacher einen Schafskopf und ohne auf die Ordnungsrufe des Vorsitzenden zu achten, erklärte er, der Betreffende sei der größte Esel, den er je gesehen habe. „Ordnung!" rief der Vorsitzende nochmals und setzte ernst hinzu: „Sie vergessen überhaupt, daß Einauch ein Vorsitzender hier ist!"